

PROJEKT SCHWEIZ

VIERUNDVIERZIG PORTRÄTS
AUS LEIDENSCHAFT

Herausgegeben von Stefan Howald
Mit zahlreichen Abbildungen

Mit Übersetzungen aus dem Französischen und Italienischen
von Ruth Gantert, Markus Hediger und Barbara Sauser

Unionsverlag





EIN PLATZ AM EHRENTISCH

Wie der Pfarrer Albert Bitzios
zum größten Schweizer Dichter wurde

Ich weiß, ich weiß. Schriftsteller-Ranglisten sind sinnlose Unterfangen. In unserem Gewerbe gibt es keine eindeutigen Champions und keine ewigen Rekordhalter. Jede Generation – ach was: jeder Leser – teilt den Meistertitel jemand anderem zu.

Und doch wage ich es hinzuschreiben: Jeremias Gotthelf war der größte Dichter, den die Schweizer Literatur je hervorgebracht hat. Für alle, die lieber Gottfried Keller oder womöglich Friedrich Dürrenmatt auf diesem Thron sehen möchten, sei gleich hinzugefügt: Er war vielleicht nicht der größte Schriftsteller. Aber der größte Dichter war er ganz bestimmt.

Hätte ich im Poetenolymp die Tischkärtchen zu verteilen, ich würde für ihn einen Platz am Ehrentisch reservieren, gleich neben Balzac und Dickens, dort wo die großen Geschichtenerzähler und Menschenbeschreiber zusammensitzen und sich gegenseitig ihre guten Kritiken vorlesen. Und wenn ein himmlischer Aufseher, irgend so ein Literaturkontrolleur mit dicken Brillengläsern und einem Dokortitel in Germanistik, Einspruch gegen diese Platzierung erhöbe, dann gäbe ich ihm den *Bauern-Spiegel* zu lesen, und schon bald würde er die Herren Balzac und Dickens auffordern, ein bisschen zusammenzurücken, es sei da einer angekommen, der zu ihnen gehöre. Denn alle drei haben diese Autoren etwas geschafft, das nur wenigen gelingt: Sie haben ihre Welt und ihre Zeit so präzise beschrieben, dass wir sie uns gar nicht mehr anders vorstellen können als in dieser Beschreibung. Obwohl *Oliver Twist* das viktorianische England bestimmt nicht eins zu eins so abbildet, wie es war, genauso wenig, wie es *Elsi, die seltsame Magd* für das Emmental tut.

Charles Lewinsky, geboren 1946 in Zürich, arbeitete als Dramaturg und Regisseur, bevor er 1975 als Redaktor zum Schweizer Fernsehen kam. Seit 1980 freier Autor. Sein Roman *Melnitz* (2006) erreichte in zehn Sprachen eine Auflage von mehr als einer halben Million und erhielt zahlreiche Auszeichnungen.

Aber die großen Geschichtenerzähler beherrschen eben die Kunst, Welten zu erschaffen, die wirklicher sind als die Wirklichkeit. Und auch viel länger Bestand haben.

Die versammelten literarischen Olympier, stelle ich mir vor, würden allerdings über diesen bäurischen Emmentaler Dorfpfarrer, den man da neben sie setzte, die Nase rümpfen und die neue Nachbarschaft mit der sanften Verachtung zur Kenntnis nehmen, die Vertreter von Herrschaftssprachen gern gegenüber vermeintlichen Provinzlern an den Tag legen. Vielleicht – im Olymp braucht man dafür nicht einmal Google – würde einer von ihnen aus der Kritik zitieren, die Gottfried Keller einmal über Gotthelf geschrieben hat: »Wahrscheinlich hat Bitzcius einst Theologie und mithin auch etwas Griechisch und dergleichen studiert, von irgendeiner schriftstellerischen Mäßigung und Beherrschung der Schreibart ist aber nichts zu spüren in seinen Werken.«

Worauf Gotthelf, ganz ohne seine zu irdischen Zeiten sehr ausgeprägte Streitlust, nur sanft lächeln und den olympischen Oberkellner bitten würde, ihm statt des Bechers mit dem Nektar doch lieber einen Halben Roten zu bringen. Denn er würde sich seinerseits an das erinnern, was die Brüder Grimm, die von Sprache eine ganze Menge verstanden, in der Einleitung zum ersten Band ihres *Deutschen Wörterbuchs* von 1854 geschrieben hatten. Das Schweizerdeutsche, hieß es da, sei »mehr als bloßer Dialekt, wie es schon aus der Freiheit des Volks sich begreifen lässt; noch nie hat sie sich des Rechtes begeben, selbstständig aufzutreten und in die Schriftsprache einzufließen, die freilich aus dem übrigen Deutschland mächtiger zu ihr vordringt. Von jeher sind aus der Schweiz wirksame Bücher hervorgegangen, denen ein Teil ihres Reizes schwände, wenn die leisere oder stärkere Zutat aus der heimischen Sprache fehlte; einem lebenden Schriftsteller, bei dem sie entschieden vorwaltet, Jeremias Gotthelf (Bitzcius), kommen an Sprachgewalt und Eindruck in der Lesewelt heute wenig andre gleich.«

Die Brüder Grimm haben recht: Gotthelf wusste zu formulieren wie kaum ein anderer. Um so präzise zurechtgehobelte Sätze wie »Der Vikari schmiss sich schmetternd aus der Türe« kann ich ihn heute noch beneiden. Aber ausgerechnet dem sprachmächtigsten aller Schweizer Autoren versperrte sein Leben lang gerade diese Sprache den Weg zum grenzüberschreitenden Erfolg. Wie es Gotthelfs Freund, der Arzt Emanuel Eduard Fueter, einmal in einem Brief an ihn formulierte: »Würde unser Berndeutsch von dreißig

Millionen verstanden, wären unsere Bauern, Tauner und Dienstboten Bestandteile der Londoner oder Pariser Bevölkerung, Du würdest Triumphe feiern und Hunderttausende gewinnen.«

Diese dreißig Millionen haben Gotthelf immer gefehlt. Seiner Sprache wegen wird er bis heute unterschätzt und als possierlicher rustikaler Sonderfall abgewertet – leider manchmal sogar in seinem Heimatland.

Auf Wunsch seines Berliner Verlegers hat er mehrmals versucht, die eigenen Werke zu »entbernern«, um sie für ein deutsches Publikum leichter lesbar zu machen, aber damit hat er weder sich noch seinen Büchern einen Dienst erwiesen. Diese »Übersetzungen« haben seiner Sprache nur die urwüchsige Kraft genommen, die ihren ganz besonderen Charakter ausmacht. Ein *Gänterli*, um nur ein Beispiel zu nennen, ist nun mal als Wort zehnmal stärker als die Formulierung, mit der Gotthelf den Ausdruck ersetzte: *Schränkchen, in welchem sein Geld verwahrt, wer kein Bureau hat*. Es liest sich, als ob Uli, der Knecht, seine sanft nach Gülle riechende Joppe abgelegt hätte, um in einem Gesellschaftsanzug nach Berliner Fassung aufs Feld zu gehen.

Gotthelf selber war sich des Problems durchaus bewusst. An Carl Albrecht Reinhold Baggesen, den damaligen Pfarrhelfer am Berner Münster, schrieb er: »Dass das Berndeutsche vielen widrig vorkommt, weiss ich, ich muss es ablegen, ich begreife es; aber so recht bezeichnen, was ich eigentlich bezeichnen will, kann ich dann nicht mehr.«

Wer über seine eigene Welt schreibt, muss dafür seine eigene Sprache verwenden können.

Der zum Bücherschreiber Jeremias Gotthelf gewandelte Pfarrer Bitzium hatte den neuen Beruf – nein: die neue Berufung – ja auch nicht gewählt, um mit den literarischen Größen seiner Zeit zu konkurrenzieren, auch wenn er, damals noch mehr im Scherz, schon sehr früh mit diesem Gedanken kokettierte. So schrieb er als Student einmal an seine Schwester: »Du musst wissen, dass ich mich nun entschlossen habe, ein grosser Schriftsteller zu werden, wozu ich grosse Anlagen in mir entdeckte, zum Beispiel über nichts lang und, wie mich dünkt, recht angenehm zu schwatzen.«

Aber als er dann, bald vierzig Jahre alt und schon lang der würdige Pfarrerherr von Lützelflüh, tatsächlich zu schreiben begann, ging es ihm nicht um angenehmes Geschwätz. Mit dem, was er da zu Papier brachte, wollte er Missstände aufdecken, Fehlentwicklungen korrigieren, wollte mit seiner Feder die Welt ein bisschen verändern. Sein erstes Werk, der *Bauern-Spiegel*, war eine Anklageschrift gegen die schlechte Behandlung der Verdingkinder, in den *Leiden und Freuden eines Schulmeisters* kämpfte er gegen die Missachtung

des Unterrichtswesens, das ihm so am Herzen lag, und die Uli-Romane sind in seinen eigenen Worten »ein Versuch, für Dienstboten zu schreiben und verschrobene Verhältnisse wieder auf den rechten Punkt zu stellen«.

Dabei gab sich der weltweise Pfarrer Bitzius nicht der Illusion hin, mit seinen Büchern grundsätzliche Umwälzungen erreichen zu können, genauso wenig, wie er erwartete, dass seine knorrigen Emmentaler Bauern nach jeder seiner Predigten in Sack und Asche Buße tun würden. Er verglich die Wirkungsweise seiner Werke mit einem Schälplflug, der die Erde nicht bis tief hinab aufwühlt, sondern nur die Oberfläche aufkratzt, aber bei regelmäßiger Anwendung doch einer ganzen Menge Unkraut den Garaus macht.

Fast jedes Mal, wenn er sich an den Schreibtisch setzte, tat er es mit einer didaktischen Absicht. Eigentlich wollte er Traktate schreiben, und das bisschen Handlung sollte nur die Zuckerlösung sein, die dafür sorgt, dass die bittere Medizin leichter geschluckt wird. Aber dann kam ihm immer wieder die Tatsache in den Weg, dass er eben kein Schriftsteller war, der seine Werke in kühler Sachlichkeit hätte planen und zu Papier bringen können, sondern ein Dichter, dessen Figuren, ob er wollte oder nicht, ein eigenes Leben entwickelten, das er dann, im wahrsten Sinne des Wortes, nur noch beschreiben konnte. »Sobald ich eine Arbeit anfangen«, notierte er, »so kommt ein Geist in die Arbeit, und dieser Geist ist mächtiger als ich, und in jede Person kommt ein Leben.«

Seine Muse trug keinen altgriechischen Peplos, sondern kam in währschafter Bernertracht daher, und wenn sie ihm beim Schreiben die Hand führte, duldet sie wie eine resolute Bauersfrau keinen Widerspruch.

Zum Glück, kann man da nur sagen. Die paar Kapitel, in denen der Pfarrer den Dichter verdrängt, sodass statt einer Geschichte nur eine Predigt dasteht, sind in seinen Romanen immer die schwächsten.

Er selber hat sich irgendwann damit abgefunden, dass er nur so und nicht anders arbeiten konnte. »Allemaal, wenn ich zu einem Buch ansetze«, notierte er, »so will ich nur ein klein Büchlein machen, und allemal wird ein grosses daraus, eine innere Nötigung zwingt mich dazu.« Und: »Der Stoff schwillt mir unter den Händen auf eine Weise an, dass am Ende etwas anderes dasteht als ich angefangen.«

Am deutlichsten lässt sich die Entwicklung, die seine Bücher jedes Mal vom ersten Plan bis zur endgültigen Ausführung durchmachten, anhand von *Anne Babi Jowäger* zeigen. Eigentlich sollte es nur eine schmale Broschüre werden, im Auftrag der kantonalen Sanitätskommission verfasst, eine Flugschrift, die helfen sollte, das sich auf dem Lande immer weiter



Als der Schriftsteller Jeremias Gotthelf noch der Vikar Albert Bitzius war:
Pfarrhaus und Kirche von Lützelflüh, 1827

ausbreitende Quacksalbertum zu bekämpfen. Seine Reaktion auf diese Anfrage von amtlicher Stelle war nicht gerade begeistert. »Von der Medizin verstehe ich den Teufel nichts, kann daher die Quacksalberei nicht in ihrer Anschaulichkeit darstellen.« Aber dann fühlte er sich in die Pflicht genommen und nahm den Auftrag an. Der Titel, den er für seine Arbeit wählte, macht deutlich, was es für eine Geschichte werden sollte: *Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht*.

Aber eben, als er dann zu schreiben begann, geriet ihm das Doktern schon bald aus dem Blickwinkel. All die Wasserschwöcker und anderen falschen Heiler erwiesen sich als nicht mehr als Pappfiguren, denen jene Dimension fehlte, die aus der Erfindung eines Schreibers erst den Menschen macht, mit dem wir als Leser mitfiebern können. Lebendiger konnte er sie nicht erfinden, weil sie ihm nicht so vertraut waren wie seine Bauern und Knechte, seine Wirte und Hausierer. Auch das hat er selber erkannt: »Der Volksschriftsteller muss das Leben, welches er beschreiben will, kennen aus eigener Anschauung, sonst mischt er die Farben schlecht.«

Aber wie er seine anderen Figuren kannte! Da ist der nie ganz gesunde Jakobli, mit dem man als Leser einfach Mitleid haben muss, das schüchterne

Meyeli, in das man sich schon bei der ersten Begegnung verliebt, und die bei aller Robustheit doch naive Magd Mädi, über deren unerfüllbare Lebens-träume wir gleichzeitig schmunzeln und den Kopf schütteln können. Und da ist natürlich Anne Bäbi Jowäger selber, die am Anfang des ersten Bandes noch das Klischee einer besserwisserischen Haustyrannin zu sein scheint, und am Schluss des zweiten zu einer psychologisch so exakt gezeichneten tragischen Figur geworden ist, dass im Dichterolymp August Strindberg zu Gotthelf sagen wird: »Was wollen Sie denn bei Dickens und Balzac? Setzen Sie sich lieber zu mir!«

Übrigens: Die bestellte Broschüre gegen das Quacksalber-Unwesen hat Gotthelf nie geliefert. Als er den Auftrag mit Bedauern zurückgab, versprach er nur, wenigstens in seinem *Berner Kalender* ab und zu in einem Artikel auf das Thema einzugehen.

Die Quacksalber – zumindest diejenigen, die damals im Emmental ihr Unwesen trieben – gibt es in dieser Form nicht mehr. Aber Gotthelfs ihretwegen erfundene Figuren sind unsterblich, das Anne Bäbi Jowäger, das Meyeli, das Mädi.

Alle drei haben sie sprechende Namen, wie sie Gotthelf gern für seine Figuren wählt. Da wäre das vom alles besser wissenden Anne Bäbi so gern benutzte *jo wäger* als Formulierung eines Widerspruchs, etwa im Sinn von *Wird ja wohl nicht sein* oder *Was du wieder denkst*. Das liebenswerte Meyeli heißt mit vollem Namen Maria Lieblig und signalisiert damit dem Leser, dass sie spätestens am Ende des ersten Bandes geliebt und mit ihrem Mann glücklich werden wird. Auf der anderen Seite ist von Anfang an klar, dass die Magd Mädi niemals ihren ersehnten Gatten finden wird. Wäre ihr ein anderes Schicksal beschieden, hätte Gotthelf nicht den Namen Magdalena Wettgern für sie gewählt. Ein heutiger Lektor würde wahrscheinlich in all diesen Fällen auf eine Umbenennung dringen, »Sie verraten den Ausgang der Geschichte ja viel zu früh, Herr Bitzius«, würde er sagen. Aber in diesen meisterhaften Romanen sind die Ereignisse eben nicht halb so wichtig wie die Menschen, denen sie – oft aus eigenem Verschulden – zustoßen. Wenn Gotthelf nur ein Geschichtenerzähler gewesen wäre, wir hätten ihn wie so viele andere, die im 19. Jahrhundert zu dieser Zunft gehörten, schon längst vergessen. Aber er war sehr viel mehr: ein Menschenkenner und Menschenbeschreiber, der unvergessliche Charaktere zu gestalten wusste. Ein wahrer Dichter eben, der seine Protagonisten so präzise zu beschreiben wusste, als habe er mit ihnen jahrelang in der Stube Milch mit Möcken gelöffelt oder ihnen auf dem Feld beim Heuen geholfen. Und er beherrschte

* 4.10.1797	in Murten als Alfred Bitzios in einer Pfarrersfamilie. Heimunterricht
1814	Studium an der Hochschule für Theologen in Bern, Abschluss 1820
1820	Vikariate in Herzogenbuchsee, Bern, Lützelflüh (Emmental)
1832	Pfarrer in Lützelflüh
1833	Heirat mit Henriette Zeender (1805–1872), drei Kinder. Einsatz als Reformpädagoge und Seelsorger für arme und Verdingkinder. Publizistische Tätigkeit gegen die radikale Partei
1836	Erster Roman <i>Der Bauern-Spiegel</i> und Annahme des Pseudonyms Jeremias Gotthelf. Danach zahlreiche Erzählungen und Romane: <i>Die schwarze Spinne</i> (1842), <i>Anne Bäbi Jowäger</i> (1844), <i>Uli der Knecht</i> (1846), <i>Uli der Pächter</i> (1849), <i>Die Käserei in der Vehfreude</i> (1850)
† 22.10.1854	in Lützelflüh

auch die fast noch schwerere Kunst, sie so reden zu lassen, wie einem im Emmental eben das Maul gewachsen ist. Er hatte, was nur wenigen Bücherschreibern vergönnt ist, das absolute Gehör für Dialoge und wusste sie gleichzeitig so zu verdichten, dass uns beim Lesen vorkommt, sie seien nicht erfunden, sondern einfach nur mitgeschrieben.

»Ich habe nie Notizen gemacht«, notierte Gotthelf, »fasste mich das Leben, so hatte es mich ungeteilt. Der Eindruck prägte sich tief ein, verwerchete sich dann später von selbst.« Er nahm alles auf, was um ihn herum geredet und geschwätzt, gepredigt und gelogen wurde. Manches Lumpeliedli aus seiner Zeit ist uns nur deshalb erhalten, weil er es eine seiner Figuren hat singen lassen. Das schönste davon muss man ganz einfach zitieren:

*My Ma ist mir i d'Emme gfallle,
 Ich ha ne ghöre gluntsche,
 Hett ih ne nit bim Bart verwütscht
 Hett ih ne nit bas achedrückt,
 So wär er nit ertrunke.*

Ja – was man bei einem Pfarrherrn nicht unbedingt erwarten würde: Gotthelf hatte Humor. *Die Käserei in der Vehfreude* zum Beispiel ist ein brillanter satirischer Roman, der das Wieder- oder Neulesen nur schon deshalb lohnt, weil die Schweiz, die darin beschrieben wird, sich von der unsern gar nicht so sehr unterscheidet. Auch heute wird Politik – nicht nur im Dorf – noch oft nach der darin geschilderten Methode betrieben: Mit großen Worten das Gemeinwohl beschwören und dabei den eigenen Vorteil keinen Moment aus dem Auge verlieren. Man meint, bei der Lektüre Gestalten wiederzuerkennen, die einem aus den Diskussionen in der *Arena* vertraut sind.

Falls es Ihnen bei der Lektüre dieses Textes bisher noch nicht aufgefallen sein sollte: Ich bin ein Fan von Jeremias Gotthelf und kann nicht verstehen, warum man das urwüchsige Universum seiner Romane immer noch mit der weichgespülten Blumete-Trögli-Welt aus den Verfilmungen von Franz

Wie der bernische Staatswagen in seinem Laufe auf Hindernisse stößt.



Der konservative Warner Jeremias gegen den radikalen Fortschrittszug unter Ulrich Ochsenbein und Jakob Stämpfli. Karikatur in *Der Postheiri*, 1850.

Schnyder verwechselt. Wie gesagt: Meiner Meinung nach gebührt ihm der Ehrenplatz direkt neben Dickens und Balzac.

Nur ...

Wenn die drei dann endlich im Poetenolymp nebeneinandersitzen und miteinander anstoßen, kann ich nur hoffen, dass sie nach dem dritten Becher nicht auf Politik zu reden kommen. Denn Jeremias Gotthelf war ... Wie soll man es ausdrücken? Er war schon sehr, sehr konservativ. Oder ehrlicher formuliert: Er war ein Reaktionär. Und Antisemit war er außerdem.

Wenn er heute lebte, wäre er bestimmt Mitglied der SVP und würde jede Veränderung des vermeintlich Althergebrachten bekämpfen. Seine besonderen Feinde waren die Radikalen, die sich später Freisinnige nannten und so umstürzlerische und unschweizerische Dinge wie mehr Demokratie forderten. Für ihn waren das keine Leute, mit denen man hätte diskutieren können, sondern einfach nur dumme Lausbuben, denen die Köpfe im Brunnentrog gewaschen gehörten. Was er über sie schrieb, kommt einem heutigen *Weltwoche*-Leser seltsam bekannt vor. Roger Köppel würde zwar

andere politische Gegner meinen, aber seine verächtliche Meinung über sie würde er ganz ähnlich formulieren: »Sie mahnen mich auffallend an religiöse Sektierer; sie allein haben den selig machenden Glauben, wie sie meinen. Sie hassen, verfolgen alle, die ihn nicht teilen, meiden sorgfältig ihren Umgang, suchen Proselyten zu machen, glauben, durch einen unmittelbaren (ich mag nicht sagen, heiligen) Geist erleuchtet zu sein, und verachten Erfahrung und Wissenschaft.«

Jeremias Gotthelf wollte die Welt so haben, wie sie sich im Blick aus seinem Pfarrhausfenster darstellte, so bodenständig, wie er in seinen Büchern die Guten beschrieb: fleißig, gottesfürchtig und ohne jeden Zweifel daran, dass Oben und Unten vom Herrgott schon gerecht verteilt waren.

Für eine musikalische Fassung der *Käserei in der Vehfreude* habe ich einmal ein Kirchenlied geschrieben, das Gotthelf bestimmt gefallen haben würde:

*S'hät alles siini Ornig,
eso wie's isch, isch's rächt.
De einti isch en riiche Puur,
de ander isch en Chnächt.
S'hät alles siini Ornig,
es chunnt so, wie's muess cho.
De Herrgott, de Herrgott,
de Herrgott weiß wieso.*

Nein, Gotthelfs politische Ansichten sind mir nicht sympathisch. Aber es macht keinen Sinn, solche Maßstäbe an die seltenen ganz großen Dichter anlegen zu wollen. Da beschränkt man sich besser auf einen der philosophischsten Sätze, die Gotthelf je formuliert hat: »Der Mensch ist ein kurioses Kamel.«

Wenn ich also tatsächlich Tischkärtchenverteiler im Poetenolymp wäre, und er käme durch das Wolkentor, würde ich mit ihm keinen Streit wegen seiner reaktionären Gesinnung anfangen. »Grüessech, Herr Pfarrer«, würde ich sagen, »wollen Sie nicht Platz nehmen? Hier am obersten Tisch ist noch ein Platz für Sie frei. Wenn ich bekannt machen darf: Das ist Mister Dickens, das ist Monsieur Balzac, und das hier ist Ihr Kollege Jeremias Gotthelf.«

Mehr zu Jeremias Gotthelf

- + Anne Bäbi Jowäger lesen!
- + *Die Käserei in der Vehfreude* lesen!
- + Überhaupt: Gotthelf lesen!
- + Wer ihn näher spüren will: Das Gotthelf-Zentrum in Lützelflüh besuchen.